

Identitätsbildende und -konsolidierende Funktion fiktionaler Texte

Yahya Elsäghe

University of Berne, Switzerland

Summary

About the identity-structuring function and its consolidation by means of fictional texts

How do fictional texts contribute to the development and consolidation of individual and collective identities? What role do they play in cementing particular perceptions, for example of sexual or national identity? How do fictional texts make it possible for such ideas and concepts to be aggregated into whole complexes of identities? With reference to Sigmund Freud's lecture about "Creative Writers and Day Dreaming", this article employs such questions to interrogate the most familiar works of two nationally iconic authors, Thomas Mann and Max Frisch.

Key words: identity; national identity; sexual identity; collective identity; Thomas Mann; Max Frisch; *Odyssey*; Sigmund Freud; creative writing

Die Kluft, die Charles P. Snow vor einem halben Jahrhundert unter dem Schlagwort von den «two cultures» zwischen Disziplinen wie Literaturwissenschaft und Neurologie konstatiert hat [1], ist eben dabei, sich zu schliessen. Beispiele aus einem Forschungsprojekt, bei dem die Reaktion auf einen gegebenen Text neuronal, peripherphysiologisch und behavioral ermittelt wurde (<behavioral> im Sinn der bewussten Selbstauskunft): Ein und derselbe Textinhalt – im gegebenen Fall eine Rede Barack Obamas – bleibt entschieden besser und länger im Gedächtnis haften, wenn die Rede, wie bei Obama, mit rhetorischen Figuren ausgestattet ist, als wenn man diese konsequent entfernt. Mit anderen Worten: Das seit der Antike tradierte Lehrsystem der Rhetorik scheint Resultat eines Selektionsprozesses zu sein, in dem sich die effektivsten Verfahren durchgesetzt haben, vermutlich nicht nur was die Gedächtnishaftung betrifft, sondern wahrscheinlich auch in Hinblick auf den ästhetischen Genuss, die Sympathie mit dem Redner und die Überzeugungskraft seiner Rede [2].

Ein zweites Beispiel: Die kontraintuitiven, gegen die Alltagsontologie verstossenden Elemente eines Erzählzusammenhangs – also dass zum Beispiel ein Esel zu reden beginnt oder ein Toter zum Leben erweckt wird – erfordern im Gehirn weniger Verarbeitungsaufwand, wenn sie erstens in einem emotionalisierten

Kontext auftauchen und zweitens in einer stilistisch gehobenen, archaisierenden Sprache vermittelt werden [3]. Daher vielleicht die Rituale bei der Lesung religiöser Texte und deren Tendenz, dem Sprachwandel zu widerstehen; oder auch, um mit einem besonders unappetitlichen Fall erfolgreich erzeugter Unvernunft zu schliessen, das Gebrüll Hitlers und dessen Neigung zu hoffnungslosen Spracharchaismen (zum Beispiel «sintemalen» für «weil», schon seinerzeit längst veraltet) [4].

Freuds Theorie der literarisch-phantasmatischen Wunscherfüllung

Nicht um dieses «cutting edge» der Literaturwissenschaft aber soll es im Folgenden gehen und um diese allerneusten, sehr vielversprechenden und deswegen heftig umstrittenen Versuche, die «humanities» mit den «life sciences» zusammenzuführen. Vielmehr soll hier angeknüpft werden an einen Wissenschaftler, der immer schon in beiden der «two cultures» zu Hause war und dem Snows ein halbes Jahrhundert jüngerer Theorem so fremd gewesen wäre, wie es uns, ein weiteres halbes Jahrhundert später, selbstverständlich geworden ist. Schon Sigmund Freud nämlich versuchte Psychologie und Literaturwissenschaft zusammenzubringen. Bahnbrechend war hier ganz besonders ein Vortrag, den er vor mehr als 100 Jahren hielt, «Der Dichter und das Phantasieren» (1907), und den man sehr leicht zusammen mit Freuds unmittelbar nächster Publikation lesen kann, «Der Familienroman der Neurotiker» (1908).

Die werkchronologische Nachbarschaft der Gedanken, die sich Freud erst über das Phantasieren des Dichters, dann über den «Familienroman der Neurotiker» machte, ist kein Zufall. Wie schon die <dichterische> Metaphorik dieses Titels erkennen lässt, «Familienroman», kommunizieren die beiden Texte inhaltlich so intensiv miteinander, wie sie chronologisch eng nebeneinanderliegen. «Der Dichter», so wäre ihre Kommunikation mit vertretbarer Ungenauigkeit zu bestimmen, ist ein Sonder- oder Grenzfall des Neurotikers. Er besetzt gewissermassen eine Kippstelle an dem «breite[n] Seitenweg», der vom «Phantasieren»

«zur Pathologie» abzweigt, «in Neurose oder Psychose», und auf dem die «Phantasien» zu «seelischen Vorstufen der Leidenssymptome» mutieren, «über welche unsere Kranken klagen» [5, S. 218].

Auf der theoretischen Basis, die Freud hier gelegt hat, sollen nun die von diesem aufgeworfenen Fragen aufgegriffen und von der individuellen auf eine kollektive Ebene übertragen werden: Was leisten fiktionale Texte, also Literatur, bei der Entstehung und Konsolidierung bestimmter Identitätsfaktoren wie zum Beispiel der sexuellen oder der nationalen Identität? Wie lassen sich diese Leistungen anhand von Freuds Theoremen beschreiben oder sogar begreifen? Und wie hat man diese Theoreme dafür zu modifizieren oder weiterzudenken? Denn wie bahnbrechend und wegweisend auch war, was Freud zum psychologischen Verständnis fiktionaler Texte und für die psychoanalytisch informierte Literaturwissenschaft der 20er, dann auch wieder der 60er und 70er Jahre beitrug: In einer Hinsicht blieb er in den theoretischen Prämissen und methodischen Limitationen seiner Generation noch ziemlich stark befangen, wissenschaftsgeschichtlich gesagt im Positivismus, noch genauer gesagt in dessen Fixierung auf den sogenannten produktionsästhetischen Aspekt, das heisst auf das Verhältnis des Autors zu seinem Text oder, anders herum, auf das, was ein gegebener Text über seinen Autor sagt beziehungsweise – darin bestand das Spektakuläre der Freud'schen Lektüren – was der Text über den Autor verrät, indem er es zu verschweigen versucht und dennoch preisgeben muss, sobald man den Text oder auch seinen Autor sozusagen auf die Couch legt.

Die Bedingung der Möglichkeit, systematisch über diese Fixierung hinauszugelangen, wurde erst im Lauf der 60er Jahre geschaffen, mit der sogenannten Rezeptionstheorie, die in jenen kognitionspsychologisch-neuropoetischen Forschungen unserer Tage weiterentwickelt beziehungsweise von ihnen abgelöst wird: das heisst mit einem Ansatz, bei dem die Beziehung zwischen Text und Leser scharfgestellt wird; ganz unabhängig davon, was ein Autor sagen wollte, zu sagen glaubte oder auch, psychoanalytisch gelesen, zu verheimlichen versuchte.

Anhand dieses Ansatzes wäre eine Frage zu beantworten, die Freud allerdings ganz am Ende seines Vortrags über den «Dichter und das Phantasieren» gerade noch berührte und die er später in ganz anderem Zusammenhang vertieft stellte, in «Jenseits des Lustprinzips», wo er dem Wiederholungszwang nachging, dem bestimmte Textsorten wie das Märchen unterliegen. Denn dass ein gegebener Autor sich in einem gegebenen Text phantasmatisch seine Wünsche erfüllt, in-

dem er sich zum Beispiel als einen Helden phantasiert, in den sich alle Frauen verlieben und der alle Widersacher beseitigen oder übertreffen kann – Odysseus, Felix Krull, Walter Faber –, das alles erklärt zwar, warum die betreffenden Texte überhaupt entstehen konnten. Es erklärt aber nicht, warum es solche Texte gibt, *noch* gibt, warum sie also institutionell von einer Generation zur anderen tradiert werden, als Teil dessen, was man «Kanon» nennt, das heisst ein überblickbares Korpus, dessen mehr oder auch weniger gediegene Kenntnis in einer Gesellschaft oder Gesellschaftsgruppe vorausgesetzt werden darf und das so deren Kohäsion zu konsolidieren hilft, so zum Beispiel die Odyssee, «Homo faber», «Die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull».

Die Phantasien und Tagträume des Autors enthalten Identifikationsangebote an den Leser.

Das Phantasieren des Dichters, der sich in fiktionalen Texten per definitionem als solcher verbirgt – daher die methodisch strikte Unterscheidung von Autor und Erzähler –, die Phantasien und Tagträume also eines Autors können offenbar gewisse Identifikationsangebote enthalten. Gerade *weil* der Autor seinen eigenen Tagtraum als solchen, als *eigenen*, entstellt, darf oder kann sich ein jeder Leser mit einer gegebenen Figur identifizieren, um sich über sie und durch sie seine *eigenen* Wünsche phantasmatisch zu erfüllen [5, S. 223]. Wenn mehrere und endlich sehr viele Leser diese Identifikationsofferte annehmen, kann daraus ein nicht nur individualpsychologisches, sondern auch soziales Phänomen entstehen, so dass der Text eben zum Bestandteil des Kanons wird.

Die Selektionsbedingungen dafür brauchen nicht oder nicht in erster Linie ästhetischer Natur zu sein und in der «Verlockungsprämie» der «ästhetische[n] Lust» zu bestehen, mit der Freud noch spekulierte (bevor er ganz am Ende seines Vortrags über das dichterische Phantasieren den rezeptionsästhetischen Ansatz andeutungsweise mit der Frage vorwegnahm, warum die Phantasien und Tagträume des Dichters nicht so peinlich und abstossend sind wie andere) [5, S. 223]. Vielmehr genügt es, dass die Identifikationsangebote für eine Mehrheit der Leser attraktiv sind und bleiben, also dass der Text die Frustrationen dieser Mehrheit anspricht und formal die Selbstverwechslung mit der Wunschfigur des Helden erleichtert. Besonders geeignet sind dafür, erzähltheoretisch formuliert, sogenannte autodiegetische Erzählungen, das heisst Erzählungen in Ich-Form, in denen der Ich-Erzähler zugleich auch die Hauptfigur oder eben der Held ist, Odysseus

(in den literaturgeschichtlich allein wichtigen vier Büchern IX bis XII der Odyssee), Felix Krull, Walter Faber. (Der Verzicht auf Inklusionsformen – «der Held», «Erzähler», «Dichter», vor allem «Leser» – ist hier kein angewandter Sexismus, sondern hat den inneren Grund, dass kanonische Literatur sehr weitgehend von Männern nicht nur geschrieben ist, sondern auch an spezifische Männerphantasien appelliert.)

Die «erotischen», «eigensüchtigen und ehrgeizigen Wünsche» [5, S. 219], die ein gegebener Text auch dem Leser sich in der Phantasie zu erfüllen erlaubt, betreffen vorderhand nur dessen eigenes psychisches System. Auch wenn der Text damit noch so viele, vor allem auch adoleszente Leser erreicht, erklärt das noch nicht die gruppen- und gemeinschaftsbildende Funktion, die er haben kann; so wie zum Beispiel das homerische Epos oder das Gesamtwerk eines Nationalchriftstellers von der Art Thomas Manns oder Max Frischs, dessen Inthronisation zum «national icon» man 2011, bei den Ritualisierungen seines hundertsten Geburtstags, in actu beiwohnen konnte.

Die kollektive Funktion literarischer Rezeptionsakte

«Imagined communities» entstehen auch dank der kollektiv vollzogenen Rezeption insbesondere literarisch-fiktionaler Texte, so die vom irisch-amerikanischen Politologen Benedict Anderson lancierte These [6], die sich sehr leicht mit einer Konzeptualisierung der Erzähltheorie als politischer Wissenschaft abgleichen liesse, wie sie Albrecht Koschorke soeben vorgelegt hat [7]. Um diese also nicht mehr nur individual-, sondern sozialpsychologisch relevante Funktion kanonischer Texte zu beschreiben, zu erklären und zu verstehen, braucht man sich bloss zu vergegenwärtigen, dass literarisch imaginierte Figuren aus einem ganzen Set von Merkmalen bestehen müssen, um wenigstens unterschwellig und phantasmatisch mit realen Menschen verwechselt werden zu können. Ein – jedenfalls in gewissen Massen – komplexer Merkmalsatz einer Figur erhöht die Unwiderstehlichkeit des von ihr ausgehenden Identifikationsangebots; wobei diese Komplexität durchaus auch peinliche Elemente enthalten darf, jedenfalls in der nicht-trivialen Literatur: Odysseus wird von den Freiern seiner eigenen Frau verspottet und gedemütigt. Felix Krull ist von zweifelhafter Herkunft, hatte in früheren Publikationsfassungen zu kurze Beine [8, S. 273] und sollte in den nicht mehr realisierten Teilen des Romans in einem schlimmen Zuchthaus einsitzen [8, S. 769 f., vgl. auch 9, S. 472]. Walter Faber hat Haarausfall, schlechte Zähne und eine zu grosse Nase [10, S. 171].

Neben solchen subsidiär negativen und den dominant positiven Elementen enthalten die Merkmalsätze literarischer Figuren scheinbar indifferente Bestandteile, ohne die eine Identifikation schlecht möglich wäre. Dazu nun gehört seit dem Zeitalter des Nationalstaats und insbesondere des Nationalismus nahezu zwingend die nationale Identität, also ein vergleichsweise junges und im Grunde sehr problematisches Phänomen.

Gerade dessen Problematik aber, so die hier leitende These, helfen fiktionale Texte durch ihre kollektive Lektüre zu bearbeiten. Sie bewirken gleichsam eine Selbstverständlichung einer an sich sehr erklärungs- und legitimationsbedürftigen Erscheinung, eben der Nationalität, indem sie diese zunächst rein kulturelle Erscheinung untergründig zu einer quasi natürlichen umstilisieren; ein Vorgang, den der französische Strukturalist Roland Barthes auf den Begriff Alltagsmythologie gebracht hat [11] und für dessen Untersuchung sich die deutschsprachige Literatur ganz besonders eignet. Denn gerade die Grenzen der Nationalstaaten, in denen hauptsächlich oder mehrheitlich deutsch gesprochen und geschrieben wird, lassen sich in keinem der dafür einschlägigen Legitimationsdiskurse rechtfertigen: weder geographisch noch ethnisch, noch auch nur konfessionell und eben schon gar nicht sprachlich.

Literarisch imaginierte Figuren müssen aus einem ganzen Set von Merkmalen bestehen, um wenigstens unterschwellig mit realen Menschen verwechselt werden zu können.

Als Fallbeispiel soll im Folgenden kurz skizziert werden, wie die oft nur ganz beiläufig mitgegebene kollektiv-nationale Identität einer Figur mit deren sexueller Identität kommuniziert, also mit dem Faktor ihres Merkmalssets, an den die erotischen und ehrgeizigen Wunscherfüllungsphantasien des Texts besonders intensiv appellieren, um gewissermassen hinter dem Rücken eines jeden individuellen Lesers bei diesem doch auch ein kollektives Identitätskonstrukt zu konsolidieren. Dabei soll vor allem interessieren, wie die literarischen Gestaltungen des sexuellen Begehrens die jeweils heikelsten Segmente der Nationalgrenze zu legitimieren helfen und ein Gruppengefühl bestärken, das Freud als «Narzissmus der kleinen Differenzen» bezeichnete (indem er damit einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis des ihn umgebenden Antisemitismus leistete) [12]. Bei einem Reichsdeutschen wie Thomas Mann ist das nicht nur, aber vor allem die deutsch-österreichische Grenze, die wenige Jahre vor seiner Geburt (und im ursprünglichen Geburtsjahr

Felix Krulls [9, S. 37, vgl. auch 13]) von einem Tag zum andern gezogen wurde. Bei einem Deutschschweizer wie Max Frisch ist es die schweizerisch-deutsche Grenze. Bei beiden Autoren fällt unter diesem Gesichtswinkel zunächst einmal auf, dass die nationalen Differenzen regelmässig mit der sexuellen Differenz von Mann und Frau zusammenfallen.

Thomas Manns reichsdeutsche Helden

Die reichsdeutschen Helden Thomas Manns erobern regelmässig die Herzen oder begehren die Körper von solchen, die mit dem Raum jenseits eines besonders heiklen, besonders legitimationsbedürftigen Grenzsegments assoziiert sind: Felix Krull erst ein Schweizer Dienstmädchen; dann eine ungarische, also aus Habsburg-Österreich stammende Prostituierte, die über dessen Hauptstadt Wien ins Deutsche Reich immigrierte; dann eine Elsässerin, deren Eroberung indessen auf eindeutig und wiederum hauptstädtisch französischem Boden situiert ist – in einem Pariser Hotel. Adrian Leverkühn, im «Doktor Faustus», reist der von ihm Begehrten wahrscheinlich über «Graz, [...] Hauptstadt» der Steiermark [14, S. 224; im Original keine Hervorhebung], nach Pressburg nach, «ungarisch Pozsony» [14, S. 225] (in der Handschrift: «tschechisch Bratislava» [15]), um also wieder auf habsburg-österreichischem Boden mit ihr zu schlafen. Aus dem alten Habsburg-Österreich kommt auch seine lebenslange Gönnerin, die ihm hoffnungslos verfallen zu sein scheint, eine Ungarin. Und einer Schweizerin macht er endlich einen Heiratsantrag. In «Tod in Venedig» begehrt der Preusse Gustav Aschenbach einen polnischen Jungen – oder wir würden besser sagen: er stalkt ihn –, um so die polnischen Teilungen gewissermassen erotisch zu sublimieren. Dabei wird das Problematische, Perverse solchen Begehrens seinerseits so bearbeitet, dass die Nationalgrenze mit der Geschlechterdifferenz zusammenfällt. Denn der Preusse ist der Sohn einer Böhmin und das päderastische Begehren, das ihn in Venedig überkommt oder gewissermassen einholt, wird deutlich als Folge dieses mütterlichen, habsburg-österreichischen Erbes stilisiert.

Nur nebenher sei hier noch darauf hingewiesen, dass diese erotischen Grenzerfahrungen der reichsdeutschen Helden regelmässig einen hygienischen Aspekt haben. Die sexuelle Faszination des Fremden wird so jeweils mit Ansteckungsängsten belegt, in denen die seinerzeit neusten Erkenntnisse der zeitgenössischen Wissenschaft mit den urtümlichsten Imaginationen kollektiver Identität eine sehr stabile Symbiose eingehen: Die infektiologischen Erkenntnisse seit Robert Koch – die sogenannte bakteriologische Revolution fiel in Thomas Manns formative Jahre –, die rezentesten Erkenntnisse also der modernen Epidemiologie finden hier mit einem archaischen Imaginationsmuster zusammen, das die britische Sozialanthropologin Mary Douglas auf den Nenner «Purity and Danger» gebracht hat [16]. Danach wird das Eigene als ein reiner, sauberer Bereich imaginiert und gegen ein schmutziges und als solches bedrohliches Ausserhalb abgegrenzt.

In Bratislava holt sich Adrian Leverkühn die Syphilis, Gustav Aschenbach in Venedig die Cholera; wobei die Seuche sich zuerst dadurch zu erkennen gibt, dass sich die deutsche Sprache, ob geschrieben oder gesprochen, aus der Stadt zurückzieht – so wie das Deutsche auch bei Felix Krulls Ankunft in Paris saubergehalten bleibt, wenn es von seinen Dienstkollegen daselbst heisst: «Sie sagten «Merde!» und, da auch Deutsche dabei waren: «Verflucht nochmal!» und «Hol's der Geier!»» [8, S. 160].

Max Frischs «Homo faber»

Apropos Geier oder Zopilote: Ausgerechnet diese Aasfresser erscheinen in Max Frischs «Homo faber» geradezu leitmotivisch [10, S. 34, 49, 53–55, 83, 89, 165, 182, 186], um auch dort die Fremde nach dem Schema «Purity and Danger» zu einem dreckigen und als solcher identitätsgefährdenden Raum zu stilisieren, der dadurch mit Todesängsten besetzt wird; nur dass die Gefährdung der eigenen Identität hier nicht mehr allein oder nicht mehr eindeutig von Infektionen ausgeht. Denn in «Homo faber» werden die uralten Infektionsängste bereits überlagert und verdrängt durch die genuin moderne Angst vor dem Krebstod, wie übrigens auch schon in der allerletzten Erzählung Thomas Manns, fast zeitgleich mit «Homo faber» und kurz nachdem der Nobelpreis für Medizin den Durchbruch der Penicillintherapie ins kollektive Bewusstsein der westlichen Gesellschaften katapultiert hatte (das Medikament erscheint in den Typoskripten des Romans denn zum Zeichen seiner Novität und dafür, dass es in aller Munde war, als: «Penicillin») [17].

Walter Faber, der seinen Magenkrebs im Ausland bekommt und seinen Krebstod im Ausland stirbt, ist, wie alle Protagonisten in Max Frischs Erzählwerk, Schweizer, Deutschschweizer [10, S. 8]. Das erfährt man scheinbar nebenher, aber doch schon auf den ersten paar Seiten des Romans; und zwar in einem sehr bezeichnenden Zusammenhang, in dem Faber seine Identität gegen einen besonders zudringlichen Deutschen abgrenzt: einen immer wieder nur so genannten Düsseldorf [10, S. 11, 13 f., 16–19, 23], Herbert Hencke, «Vertreter und Neffe der Hencke-Bosch GmbH» [10, S. 54]. Dieser Düsseldorf, auch abgesehen von seinem Körperporträt («ein Blonder mit rosiger Haut» [10, S. 7]) und der Homophonie seiner Firma mit einem französisch-germanophoben Schimpfwort, «boche», ist ein Prachtbeispiel des hässlichen Deutschen beziehungsweise Nachkriegsbundesdeutschen [18, vgl. auch 19]. Er heisst nicht nur wie der genuin kapitalistisch verfasste Betrieb, dessen Vertreter er ist; sondern abstruserweise soll er mit diesem sogar blutverwandt sein: «Neffe der Hencke-Bosch GmbH.», «Hencke-Bosch GmbH. Düsseldorf» [10, S. 54; im Original keine Hervorhebung] (ein zur zweiten Hälfte Provinzialität, zur ersten vielleicht Dummlichkeit konnotierender Ortsname): Düsseldorf als so gut wie ganz neu aufgebaute Hauptstadt eines ganz neu geschaffenen, und zwar des wichtigsten Bundeslandes, des bevölkerungsreichsten und industriell stärksten; Düsseldorf deshalb auch als Epizentrum des sogenannten Wirtschaftswunders, das Herbert Hencke mit beschränkter Haftung vertritt; «Herbert Hencke» als typisch deutscher Name; «Hencke» mit ck geschrieben und ohne die sogenannte oberdeutsche Apokope («Henk») [20]; «Herbert» als ein im Deutschschweizer Namenspool ganz und gar unüblicher Vorname [21, vgl. auch 22 und 23], der noch dazu von Frischs Gesamtwerk her schwer belastet ist. Herbert heisst nämlich in Frischs erstem aufgeführten Theaterstück ein deutscher Kriegsverbrecher [24]; so wie auch der Herbert Hencke des «Homo faber» ursprünglich ein Nazi mit SS-Vergangenheit sein sollte, bevor ihn Frisch in letzter Minute entnazifizierte, was den Absatzchancen des Romans auf dem grossen Buchmarkt der Bundesrepublik gewiss nicht geschadet hat, möglicherweise aber auch etwas plausibler macht, warum der Schweizer später im Roman Sympathien selbst für diesen Deutschen entwickeln darf.

Dabei ist Herbert Hencke obendrein auch noch der Bruder eines Nebenbuhlers oder sozusagen Nachbuhlers, der sich um Walter Fabers grosse Liebe bemühte [10, S. 25, 28], Hanna Landsberg, eine Deutsche und also Ausländerin wie nahezu alle Frauen, die Faber

reihenweise «erobert» (zuletzt eine US-Amerikanerin und eine Britin mit Wohnsitz in Athen).

Aus Deutschland kommen respektive kamen auch alle anderen Rivalen, die im Roman und seinen Vorfassungen um Hanna werben beziehungsweise einmal warben: im Roman ein linientreuer Kommunist aus – nach der damaligen bundesrepublikanisch-offiziellen Sprachregelung [25] – «Ostdeutschland» [10, S. 82, 112] und in einer frühen Fassung ein SA-Schergen aus dem «Dritten Reich». Aber gleichgültig, welcher politischer Couleur sie sind und waren: Alle diese Deutschen sollte der Schweizer Faber bei Hanna in einer oder der anderen Weise ausstechen.

Fazit

Die hier exemplarisch herangezogenen Texte, so kann man summarisch sagen, machen ihren Lesern jeweils ein komplexes Identifikationsangebot, aus dem hier indessen nur zwei Faktoren herausgelöst und überhellt wurden, während andere bloss flüchtig gestreift werden konnten – wie das Schema «Purity and Danger» – und wieder andere weitgehend ausser Acht bleiben mussten: zum Beispiel, und bedenkllicherweise ist das gar nicht untypisch für die Literaturwissenschaft unserer Tage, ihre ideologischen Verstrickungen und die blinden Flecken ihrer Frageinteressen, der Faktor der sozialen Schicht- oder Klassenzugehörigkeit.

Zum einen appellieren die Texte, wenn man diesen jungianischen Begriff dafür wagen will, an archetypische Phantasien ihrer Leser, die sicherlich mit soziobiologisch-archaischen Impulsen kommunizieren: jedes Weibchen erobern und alle Rivalen bezwingen zu können; und das eben auch unter den Bedingungen eingestandener Handycaps (zum Beispiel eines unvoreilhaftigen Äusseren oder des fortgeschrittenen Alters).

Zum anderen aber sind diese sehr persönlichen und intimen Wunscherfüllungsphantasien unmerklich, aber doch sehr eng mit Faktoren moderner Sozialsysteme

verhängt. Im skizzierten Fall ist das ein Faktor, der durchaus nichts Archetypisches oder gar biologisch Notwendiges hat, eben die nationale Identität als ein vergleichsweise junges, fragwürdiges und desto rechtefertigungsbedürftigeres Element unseres «identity kit». Die Figuren, in deren Gestalt wir «unsere eigenen Phantasien nunmehr ohne jeden Vorwurf und ohne Schämen zu geniessen» [5, S. 223] uns erlauben dürfen, haben jeweils eine bestimmte, wenn oft auch nur unterbetont mitgeteilte Nationalität, und zwar regelmässig eine andere als die eroberten Weibchen und die ausgeschalteten Rivalen. Das national Andere, wie es in den Beispieltexten je besonders auch durch Reisebewegungen in den Blick kommt, kann bei solchen Gelegenheiten wiederum negativ chargiert erscheinen, indem es etwa mit Krankheits- und Todesängsten besetzt wird.

Die rein sexuellen und egoistisch ehrgeizigen Wunscherfüllungsphantasien finden so untergründig mit Resten nationalistisch-imperialistischer Megalomanien zusammen. Wenn solche unterschwellig aggressiven Kollektividentitäten ausgerechnet über Texte von Autoren transportiert werden, die als Nationalschriftsteller entweder – wie Frisch – besonders friedlicher oder dann – wie Mann – friedliebend *gewordener* Staaten für pazifistisch-humanistische Ideale stehen, dann erhöht das vermutlich seinerseits wieder die Selektionschancen dieser Texte. Denn es erlaubt uns eben, «unsere» unterdrückten und verbotenen Wünsche «nunmehr ohne jeden Vorwurf und ohne Schämen» auszuphantasieren.

Disclosure statement

No financial support and no other potential conflict of interest relevant to this article was reported.

Literatur

Die vollständige nummerierte Literaturliste finden Sie als Anhang des Online-Artikels unter www.sanp.ch.

Korrespondenz:
Prof. Dr. Yahya Elsaghe
Universität Bern
CH-3012 Bern
[elsaghe\[at\]germ.unibe.ch](mailto:elsaghe[at]germ.unibe.ch)

Literatur

- 1 Snow CP. *The Two Cultures and the Scientific Revolution*. Cambridge: University Press; 1959.
- 2 Lubrich O. Figuralität und Persuasion: Barack Obamas Redekunst als Gegenstand interdisziplinärer und experimenteller Forschung. *Paragrana*. 2011 Dez; 20(2): 248–265, hier p. 255–261.
- 3 Lubrich O, Knoop CA, Jacobs AM. Jean Genet und die Ästhetisierung des Abweichenden. Ein interdisziplinäres Experiment. In: Lorenz MN, Lubrich O (Hrsg.). *Jean Genet und Deutschland*. Gifkendorf: Merlin Verlag; 2014. p. 393–411.
- 4 Hitler A. *Mein Kampf*: Zwei Bände in einem Band: Ungekürzte Ausgabe. München: Verlag Franz Eher; ^{851–855}1943. p. 57, 588.
- 5 Freud S. Der Dichter und das Phantasieren. In: ders. *Gesammelte Werke*: Chronologisch geordnet. Hrsg. v. Freud A, Bibring E, Hoffer W, Kris E, Isakower O. Band 7: *Werke aus den Jahren 1906–1909*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag; 1999. p. 213–23.
- 6 Anderson B. *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London/New York: Verso; ²1991. p. 22–36.
- 7 Koschorke A. *Wahrheit und Erfindung: Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag; 2012.
- 8 Mann T. Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe: *Werke – Briefe – Tagebücher*. Hrsg. v. Detering H, Heftrich E, Kurzke H, Reed TJ, Sprecher T, Vaget HR et al. Band 12.2: *«Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull»*: Der Memoiren erster Teil: Kommentar. Hrsg. v. Sprecher T, Bussmann M. Frankfurt am Main: Fischer; 2012.
- 9 Wysling H. Narzissmus und illusionäre Existenzform: Zu den «Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull». Bern/München: Francke Verlag; 1982 (Thomas-Mann-Studien, Band 5).
- 10 Frisch M. *Homo faber*: Ein Bericht. In: ders. *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge: 1931–1985*. Hrsg. v. Mayer H. Band 4: 1957–1963. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag; 1998. p. 5–203.
- 11 Barthes R. *Mythen des Alltags*: Vollständige Ausgabe. Berlin: Suhrkamp Verlag; 2010.
- 12 Freud S. Das Unbehagen in der Kultur. In: ders. *Gesammelte Werke*. Band 14: *Werke aus den Jahren 1925–1931*. p. 419–503, hier p. 474.
- 13 Elsaghe Y. Die imaginäre Nation: Thomas Mann und das «Deutsche». München: Wilhelm Fink Verlag; 2000. p. 10.
- 14 Mann T. Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe. Band 10.1: *Doktor Faustus: Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*. Hrsg. v. Wimmer R. Frankfurt am Main: Fischer; 2007.
- 15 Mann T. Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe. Band 10.2: *Doktor Faustus: Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*: Kommentar. Hrsg. v. Wimmer R. Frankfurt am Main: Fischer; 2007. p. 427.
- 16 Douglas M. *Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. London: Routledge & Kegan Paul; 1966.
- 17 Zitate aus dem Nachlass werden nicht weiter nachgewiesen und erfolgen dankenswerterweise mit freundlicher Erlaubnis des Max Frisch-Archivs an der ETH-Bibliothek, Zürich; keine Hervorhebung im Original.
- 18 Elsaghe Y. Max Frisch und das zweite Gebot: Relektüren von «Andorra» und «Homo faber». Bielefeld: Aisthesis Verlag; 2014 (Figurationen des Anderen: Literatur- und kulturwissenschaftliche Studien, Band 3). p. 173f.
- 19 Elsaghe Y. «[M]ein Düsseldorf und ich»: «Deutschland und die Deutschen» in «Homo faber». *Germanica*. 2011; 48(1): 111–130, hier p. 116f.
- 20 Brechenmacher JK. *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen*. Limburg an der Lahn: Starke Verlag; ²1957–1963. Band 1. p. 697, s. v. «Henk(e), =ck=, Hen(c)ky, rhein. Henkes».
- 21 *Freundliche Auskunft des schweizerischen Bundesamts für Statistik*, Neuenburg, vom 26. Oktober 2010.
- 22 Pauli R. *Das grosse Lexikon der Vornamen: Alle Namen – ihre Herkunft und ihre Bedeutung*. München: Cormoran Verlag; 1999. p. 15, s. v. «Herbert».
- 23 Kohlheim R, Kohlheim V. *Duden: Lexikon der Vornamen: Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von mehreren Tausend Vornamen*. Mannheim/Leipzig/Zürich: Dudenverlag; ³1998. p. 128, s. v. «Herbert».
- 24 Frisch M. Nun singen sie wieder: Versuch eines Requiems. In: ders. *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge: 1931–1985*. Band 2: 1944–1949. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch; 1998. p. 79–136, hier p. 82.
- 25 Weber H. *Die DDR: 1945–1990*. München: Oldenbourg Verlag; ³2000 (Oldenbourg-Grundriß der Geschichte, Band 20). p. 87f.